



Links:

Der „Fliegende Zuckerbäcker“ ist die neueste Erscheinung in den Straßen von Paris.

Rechts:

Der Sohn des Sultans von Marokko, Prinz Moulay-el-Hassan, hält sich gegenwärtig in Paris auf.



Die Vogelnester-Insel.

Die „Insel der 100 Gipfel“ ist ein kleines Eiland an der Küste Chinas, das berühmt ist als Brutplatz einer bestimmten Art von Seeschwalben, aus deren Nestern die Chinesen die berühmte Vogelnestersuppe bereiten. Das Volk nennt daher diese Insel, deren hundert Gipfel übrigens nur recht winzige Erhebungen sind, lieber die „Vogelnester-Insel“. Eine Fahrt nach diesem Paradies der chinesischen Tafelfreuden schildert ein Mitarbeiter des „Manchester Guardian“. Die Verwertung der Vogelnester geschieht durch ein Syndikat, an dessen Spitze sein Freund Tan Keng Whay steht, und von ihm erhielt der Verfasser die Erlaubnis, auf einer Dschunke hinüberzufahren. „Nach einer Fahrt von ein paar Stunden,“ schreibt er, „sichteten wir die Insel fern am Horizont, und am späten Nachmittag hatten wir sie erreicht. Das Eiland ist ein mächtiger, nicht sehr hoher Felsen mit zahlreichen Spitzen. Am Fusse des Felsens befinden sich viele Höhlen, in welche das Meer brandet, und hier wohnen die Seeschwalben, die den Fels zu einem so gewinnbringenden Gebiet verwandeln. Rings an der Küste sind ein paar Hütten, in denen Chinesen leben, die die Vogelnester ernten und sie zugleich gegen Räuber schützen. Nachdem wir noch ein wenig ihrer eintönigen Musik gelauscht hatten, legten wir uns nieder, und am Morgen war ich früh auf, um die Höhlen zu besichtigen. Ich wollte zunächst an ihnen entlang schwimmen, aber lange düstere Schatten in dem klaren

Wasser, die rings um die Dschunke herumglitten, flössten mir Misstrauen ein, und als wir eine leere Konservendose über Bord warfen, da tauchte bald ein Haifisch auf. Diese Bevölkerung des Meeres lud nicht gerade zum Baden ein, und so zog ich vor, in einem Sampan, einem kleinen chinesischen Boot, die Höhlen zu erforschen. Sie sind weder gross noch sehr luftig; wir drangen in mehrere ein und fanden, dass sie alle einander gleichen. Die Vögel waren sehr eifrig beim Nesterbau, und ich bewunderte diese Erzeugnisse, die den grössten Leckerbissen des Chinesen bilden. Die Nester bestehen aus einem dünnen, gallertartigen Stoff, der an Fischleim erinnert. Diese zähe Substanz wird von den Vögeln abgesondert und wird dann hart. Nach der Brutzeit werden die Nester gesammelt, eingekocht, gereinigt und zu hohen Preisen an die reichen Söhne der Mitte verkauft. So hatte ich denn nun die Vogelnester bei ihrer Entstehung beäugt, aber selbst diese interessante Beobachtung konnte mir keine Vorliebe für die berühmte Suppe einflössen.“

Das Pfeifchen des Dichters.

Die Tabakspfeife gilt heute als ein wenig romantischer Gegenstand, und doch haben viele Dichter aus ihr die besten Anregungen für ihre Träume und Phantasien gezogen. Im deutschen Sprachbereich hat allerdings die Pfeifenpoesie nur im 17. und 18. Jahrhundert geblüht, und später sind es nur verhältnismä-

sig wenige Poeten, die wir uns mit der langen Pfeife am liebsten vorstellen, so zum Beispiel Friedrich Rückert und Wilhelm Raabe. Aber in England, wo das Pfeifenrauchen stets weiter verbreitet war, hat diese „göttliche Trösterin der Leiden“, wie sie ein Dichter nannte, in der Literatur eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Ein britischer Literaturhistoriker, Wilfred Partington, hat darüber eingehende Forschungen angestellt, und er führt von Spencer und Ben Jonson bis zu Kipling und Barrie eine lange Reihe von Poeten an, die das Pfeifenrauchen verherrlichten und sich selbst ihr Pfeifchen gut schmecken liessen. Ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher war auch der fromme Romandichter Charles Kingsley. Als er Rektor von Eversley war, hatte er in der ganzen Gemeinde an verschiedenen versteckten Stellen Pfeifen untergebracht, und wenn er spazieren ging, holte er plötzlich aus einem alten Baumstamm eine Pfeife hervor, um sie zu stopfen und sich in blaue Wolken zu hüllen. In seinem Roman „Westward Ho!“ nennt er den Tabak „des Einsamen besten Gefährten, den Freund des Junggesellen, des Hungrigen Nahrung, des Traurigen Herzerquickung, eines wachen Mannes Schlaf und eines frierenden Mannes Feuer.“ Tennyson, der grosse Lyriker, konnte nicht ohne seine Pfeife leben und verliess Florenz sofort, weil er dort seinen Lieblingstabak nicht bekam. Jerome K. Jerome hat einst seine erfolgreichsten Bücher seiner „ältesten und besten Pfeife“ gewidmet.



Die sozialen Einrichtungen erstrecken sich in Frankreich heute besonders auf den Säuglings- und Mutterschutz. Unser Bild zeigt den französischen Arbeitsminister Duvaloux bei der Einweihung eines Säuglingsheimes in Boulogne.



„Schwere Jungens“ sind diese drei Banditen, namen Barrère, Motillon und Montfort, die kürzlich aus dem Gefängnis von Rambouillet ausbrachen, nachdem sie einen Wärter ermordet hatten.